



Nr. 19.

Prag, den 10. Oktober 1913.

XIV. Jahrg.

Am Versöhnungstage.

Die Zeit, wo aus dem Herzen unbekommen
Die Segenspalme der Vergebung grünt,
Der Tag der Buße war herangekommen,
Wo Israel sich vor dem Herrn entsühnt;

Da flossen Tränen, bange Seufzer bebten,
Der Sturm der Andacht riß die Seelen fort,
Gebete, Opfer und Gesänge schwebten,
Als Friedensmittler zwischen hier und dort.

Im Auge tiefen Mitgefühl's Spende,
Versenk' ich mich in diesen großen Schmerz
Und presse, träumerisch-sinnend, meine Hände
Auf mein erschütter't, überwältigt Herz.

„O Israel!“ so drängt es mich zu rufen,
„Was feierst du noch dieses Sühnungsfest?
Ward dir nicht an des Opferaltars Stufen
Schon längst der letzte Sammerschrei erpreßt?

Die Andern mögen Gott mit Liedern preisen
Und vor ihm büßen mit beschränktem Blick,
Doch willst du deine Treue ihm beweisen,
So deute schweigend auf dein Schmerzgeschick.

Laß ihre Opferflamme sie entzünden!!
Wie leicht und hoch sie auch gen Himmel sacht
Vor deinem Tun muß sie in Dunkel schwinden,
Volk, das sich selbst zum Opfer hat gebracht!

Die Stürme, die an dir vorüberfuhren,
Sie brachen deine Heldentreue nicht,
Allein ich lese ihre frühen Spuren
Auf deiner Kinder bleichem Angesicht.

Doch herrlich kleidet dich der Leiden Zeichen,
Und schöner ist, je schmerzlicher dein Los!
An dunkel süßem Wunderreiz vergleichen
Möcht' ich es mit der Rose Jericho's;

Mit jener Rose, scheinbar welk erstorben,
Der aber schnell die frische Farbenglut,
Das würz'ge Duffen wieder wird erworben,
Taucht fromme Hand sie in geweihte Flut.

Und so wie jene Wunderblume scheineest
Auch du verwelkt, erstorben und verdorrt,
Doch in den Tränen, die du glühend weineest,
O Israel, lebst du unsterblich fort!“

Betti Paoli.

◇ ◇ Das Suffothfest.

„In Hütten sollt Ihr wohnen!“ — so heißt es in der heiligen Schrift, wenn von dem Laubhüttenfeste die Rede ist. Gleichzeitig aber auch ist dieses eines von den drei Festen, an denen es geboten war, hinauf nach der Hauptstadt des Landes, nach Jerusalem zu ziehen, um dort im heiligen Tempel vor Gott zu erscheinen. Diese Wallfahrtsfeste waren helle, sonnige Freudentage im Leben unserer Ahnen, als sie noch im eigenen Lande lebten. Und die Berichte darüber können nicht genug davon erzählen.

Sie waren nicht allein religiöser Natur, diese Wallfahrtsfeste, sondern auch hervorragende National- und Volksfeste. Insbesondere war es das Suffothfest.

Der Landmann hatte die Ernte eingeheimst und ging in das Heiligtum seines Gottes, um ihm dort für den Erntesegen zu danken. Aber es lag in diesem Gebote etwas mehr als dies, wenn es auch nirgends geschrieben oder befohlen war. Diese acht Tage, welche das Fest andauerte und während welcher Zeit sich ein großer Teil des Volkes in einer Stadt und an einer Stelle vereinigte, wurden alte Bekannte wiedergefunden, neue Bekanntschaften angeknüpft und Freundschaften geschlossen, kurz es

waren Verbrüderungsfeste, die der nationalen Einheit sehr zustaten kamen. Hier fühlten sich alle als Brüder, einer Familie entsprossen, und hier wurde der Spruch: „Ganz Israel ist verbrüderet“, zur vollen Wahrheit.

An diesen Festen hat jeder einzelne Teilnehmer sich die Ueberzeugung geholt, daß er das gleichwertige Glied eines lebendigen Ganzen sei. Wenn nun, wie es gewöhnlich geschah, der Herrscher an allen den Festen sich beteiligte, und oft in dem Menschengewühl wie einer der Geringsten umherging, da kannte die Freude des Volkes keine Grenzen.

Hier schöpften die Besucher die Kraft, aber auch die Pflicht, für ihr Volk zu leben und zu sterben. Es waren diese Feste also nicht so sehr religiöser Natur als vielmehr eine Gelegenheit zur vollkommenen Volksverbrüderung und zur Bildung einer so zähen nationalen Einheit, daß sie Jahrtausende überdauerte und noch heute in ihrer ganzen Kraft und Festigkeit besteht. Und das religiöse Leben floss damals mit dem nationalen so ineinander, daß man damals, wie noch heute, das eine von dem andern nicht zu unterscheiden vermochte.

Das ist die Lehre von dem Suffothfeste und von den zwei übrigen Wall-

fahrtsfesten. Daß nun diese Feiertage nach Verlust des Landes und der Zerstreuung über die ganze Erde eine veränderte Gestalt annehmen mußten, ist ganz natürlich, und daß das Laubhüttenfest uns erhalten blieb, das gibt ein vollwertiges Zeugnis von der Treue unserer Ahnen und von ihrer Kraft, mit welcher sie an dem Erbe ihrer Väter festgehalten

haben. Sie drückten ihren Nachkommen als einzige Erinnerung an die schöne, längst vergangene Zeit einen Palmenstrauß und eine Frucht in die beiden Hände, damit sie wenigstens eine Ahnung haben von der Schönheit jenes Landes, aus welchem sie ein unerbittliches Geschick und ein grausamer Feind mit bewaffneter Hand für Jahrtausende vertrieben hat.
Ben Jehuda.



Die Prager israelitische Kultusgemeinde im 18. Jahrhundert.

Von Professor Dr. Nathan Grün.

(Alle Rechte vorbehalten.)

(Fortsetzung.)

Von diesen Werken ist aber nur ein kleiner Teil durch den Druck veröffentlicht, was umso auffallender ist, da das Hindernis, welches die Drucklegung von Büchern verschuldet, gewöhnlich Geldmangel ist, was aber bei einem Autor wie Oppenheim, der ebenso reich an Gelehrsamkeit wie an materiellen Schätzen war, nicht zutrifft. Ja noch mehr, Oppenheim wird als unvergleichlicher Mäcen der Wissenschaft gepriesen, sein Haus war ein Sammelplatz für arme jüdische Gelehrte, von denen viele oft Jahre lang bei ihm verpflegt wurden, mehrere Verfasser sprechen ihm und seinem Sohne Josef, der Rabbiner in Holeschau und Hildesheim war, in den Vorreden zu ihren Werken den Dank für die reichliche Unterstützung zur Drucklegung ihrer Schriften aus; wie ist es also zu erklären, daß Oppenheim, der in hochherziger Freigebigkeit für Veröffentlichung der Geistesprodukte anderer spendete, die Drucklegung seiner eigenen Geistesprodukte nicht besorgt hat? Aber hier zeigt sich die wahre Größe des R. David Oppenheim, eine ideale Größe, für welche in unserer Zeit fast jedes Verständnis fehlt. Das Lernen war in früherer Zeit bei den Juden kein Brotstudium, man lernte die Thora, weil die Beschäftigung mit der Gotteslehre als eines der wichtigsten göttlichen Gebote

galt und von einem solchen hohen Idealismus war auch Oppenheim bei seinem Thorastudium erfüllt. Was er bei seiner Beschäftigung mit der Lehre erforschte, das schrieb er sorgfältig nieder und so entstanden seine Werke, er dachte nicht daran, sich dadurch irgend welchen Autorenruhm zu erwerben; in der Lehre forschen, die Kenntnis der Lehre zu verbreiten, das und nichts anderes leitete ihn bei seinem Studium. Wie die früheren jüdischen Gelehrten über die Veröffentlichung ihrer Werke gedacht haben, das zeigt ein Schreiben des hochgelehrten R. Moses Sofer (st. 1840): „Mir kam nie in den Sinn, ein Werk drucken zu lassen; was ich durch die göttliche Gnade bei meinem Studium Neues gefunden, das habe ich sorgfältig aufgezeichnet, es steht jedermann frei, es zu seinem eigenen Gebrauche abzuschreiben; so taten es auch unsere alten Lehrer vor Erfindung der Buchdruckkunst.“ (Ref. Chacham Sofer 177. Einleitung.) So erklärt es sich, daß Oppenheim seine gelehrten Schriften nicht drucken ließ, was bei seinem Reichtum ihm ein Leichtes gewesen wäre. Für seinen Reichtum fand er eine andere würdige Verwendung; nach der Inschrift auf seinem Grabdenkmal hat er die Zehentabgabe von seinem Einkommen entrichtet, so daß seine Armenunterstützung

mehr als fünfzigtausend Reichstaler be-
tragen hatte. Eine Armenunterstützung
von dieser Höhe ist auch in unserer Zeit
nur vereinzelt, wie gar in der ersten
Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Aber noch eine Verwendung hat
Oppenheim für sein Vermögen gefunden,
eine Verwendung, durch welche seine Na-
men für ewige Zeiten ruhmvoll in den
Annalen der Wissenschaft des Judentums
verzeichnet ist. Er trat nämlich schon als
Jüngling von neunzehn Jahren, im Jahre
1683, mit einem Verzeichnis von seltenen
Büchern vor die Öffentlichkeit und gab
bekannt, daß er sich vorgesetzt habe, alle
aufzutreibenden hebräischen Werke zu
erwerben. Diesen Voratz führte er mit
beispiellosem Eifer und seltener Umsicht
und Sachkenntnis durch; er bestellte in
aller Herren Länder Agenten zum An-
kauf von jüdischen Büchern und da er
bereit war, die höchsten Preise zu zahlen,
so sah er sich in nicht langer Zeit im
Besitze von Bücherschätzen, welche alle
bis dahin vorhandenen Büchersammlun-
gen weitaus übertrafen. Die „Oppen-
heimische Bibliothek“ wurde im Jahre
1829 von der großen Oxford Biblio-
thek, der Bodleyana, durch Ankauf er-
worben; der verewigte große Bibliograph
Moritz Steinschneider (st. 1907) hat sie
in seinen berühmten Werken „Catalogus
libr. hebr. in bibl. Bod.“ beschrieben,
(siehe auch Grätz, Geschichte der Juden,
X., 347 und Fürst, bibl. jad. XLVII.).
Der unsterbliche große Forscher Leopold
Zunz sagte in seinem Unmüde, daß sich
nicht reiche Juden veranlaßt sahen, diese
geistigen Schätze zu erwerben: „Die
Oppenheimische Bibliothek gehört zu den
Denkmälern, die Juden errichtet und
Christen erhalten haben.“ (Zunz, 3. Gesch.
u. Liter. 235.)

II.

Ich habe oben dargetan, wie im
18. Jahrhundert das Gölus in Prag
noch in Blüte stand; aber nicht nur die
Juden, auch die jüdischen Bücher hatten
um diese Zeit unter dem graufigen Go-
lus zu leiden, wie es folgender Vorfall

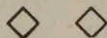
zeigt. Im Jahre 1712 wurde in Prag
eine Inquisition-Kommission eingesetzt,
welche aus drei Jesuitenpriestern bestand,
und die Aufgabe hatte, die Bücher der
Juden zu untersuchen. Die Kommission
ging ungesäumt ans Werk, sie ließ bei
42 Familien Haussuchung halten und
alle vorgefundenen jüdischen Bücher kon-
fiszieren. Wenn wir das Verzeichnis die-
ser Bücher lesen und auch den Namen
der Besitzer Aufmerksamkeit zuwenden, so
ergreift uns eine Bewunderung, welche
sich zur Ehrerbietung steigert, für die da-
maligen Bewohner des Prager Ghetto.
Die Kommission hatte einen reichen Fang
gemacht, die Anzahl der Bücher, welche
konfisziert wurden, war eine sehr be-
trächtliche, es waren Bücher aus den
verschiedensten Zweigen der jüdischen
Literatur, streng wissenschaftliche Werke
und auch Werke populären Inhaltes. Es
fanden sich, um nur Einiges namentlich
anzuführen, 135 Talmudbände, 31 Bi-
beln, 12 Exemplare des Midrasch Tal-
kut, mehr als 30 Bände anderer Mid-
raschim, viele Werke rabbinischer Gut-
achten, religionsphilosophische und liti-
rgische Schriften. Wer wird nun als Be-
sitzer dieser Bücher genannt? Gewiß nur
bibel- und talmudkundige Rabbiner, so
mußte man denken; weit gefehlt, es war
kein einziger Rabbiner unter ihnen,
sämtlich waren sie Geschäftsleute, als
Wollhändler, Seidenhändler, Wechsel-
händler, Weinhändler, Münzlieferanten, Spezerei-
händler u. s. w. Und diese sollten so
viele hebräische Bücher besessen haben?
Wir staunen heute darüber, aber in der
früheren Zeit konnte man sich kein jüdi-
schen Haus ohne eine jüdische Bibliothek
denken; ja noch mehr, die jüdischen Bü-
cher waren im allgemeinen kein Luxus,
standen nicht da als bloßes Schauge-
pränge, sie wurden vielmehr gar oft in
Gebrauch genommen, denn die Wollhän-
dler, Wechsel, Weinhändler u. s. w. be-
saßen nicht selten solche gründliche Kennt-
nisse in der jüdischen Literatur, daß sie
durch ihr Wissen manchen Rabbiner in
Schatten stellten. Dabei aber vernach-
lässigten sie ihr Geschäft nicht, sie waren

darin mit emsigem Fleiße und vieler Arbeitslust den ganzen Tag tätig, des Abends aber, nach endlich vollbrachter Arbeit und an Sabbat- und Feiertagen saßen sie sinnend und forschend bei ihren lieben Büchern, von den Mühen und Plagen des Tages fanden sie Erholung im Lernen der Thora und Erhebung und Aufheiterung des Geistes.

Man muß noch kein Lobredner der alten Zeit sein, wenn man von Hochachtung für eine solche ideale Lebensrichtung erfüllt ist. Sehen wir den Fall, man würde in unserer Zeit bei jüdischen Familien Haussuchung nach jüdische Büchern vornehmen, was wäre da das Ergebnis? Der ganze Fund würde sich kaum weiter als über einige Gebetbücher, Nachsorim und das kleine, liebe Pesachagada erstrecken, vielleicht noch über eine Schulausgabe des Pentateuch. Die Kommission zur Untersuchung der hebräischen Bücher würde im Handumdrehen mit ihrer Arbeit fertig sein, und nicht wie damals zwei Jahre darauf verwenden müssen. Sie hatte damals auch ein schweres Stück Arbeit, sie sollte nachweisen,

daß in den Büchern Schmähungen gegen das Christentum enthalten sind, was aber in Wahrheit nicht nachzuweisen ist, da solches in Werken der jüdischen Literatur sich nicht findet, dann waren die Bücher in hebräischer Sprache abgefaßt, welche die Mitglieder der Kommission äußerst mangelhaft beherrschten. Die Juden wurden vor Gericht geladen, aber keiner wollte sich als Eigentümer der bei ihm vorgefundenen Bücher bekennen; der eine gab an, die Bücher gehörten dem Vater, der andere sagte, sie seien von einer alten Tante bei ihm in Verwahrung, ein dritter nannte gar die ehemalige Köchin als Eigentümerin, fast alle aber erklärten, sie verstehen wenig hebräisch und kennen nicht den Inhalt der Bücher. Das letztere fand jedoch keinen Glauben, man hielt es für undenkbar, daß ein Jude nicht hebräisch verstehen sollte. Wie sich doch die Zeiten ändern! Der Prozeß endete damit, daß viele dieser lehrreichen, ganz unschuldigen Bücher verbrannt wurden, bloß ein kleiner Teil wurde den Eigentümern zurückgestellt. (Wolf, Hamaskir VI. 35 f.)

(Fortsetzung folgt.)



Seit wann der Hase mit offenen Augen schläft.

Von Ida Böck.

(Schluß.)

Ein heißer Wind segte das üppige Grün der Felder. Mit Kreischen und Wehrufen flogen die Krähen ins Weite. „Kehren wir um?“ fragte die Häsin. Ihre Oberlippe zitterte. „Ich will es mitansetzen,“ sagte der Hase fest, seine Löffel berührten sich über dem erhobenen Kopf. „Wo bleibt die Sonne?“ Die Stimme der Häsin klang verschleiert. Der Hase blickte nach rechts. „Es ist noch zu früh,“ sagte er und lief einen Hügel hinan. „Lampe!“ freischte die Häsin. Auch seine Lippen wurden blaß und er schloß für eine Sekunde die Lider. Drüben am fernen Horizont flammte der Himmel. Jetzt war

er in leuchtendes Gelb getaucht und nun wieder goldbraun, von grellen Blitzen durchzuckt. „Lampe, das ist grauenvoll!“ Die Häsin mußte sich setzen. Ihre Brust arbeitete mächtig. Der Hase rang einen Augenblick mühsam nach Atem. „Bah,“ sagte er dann und riß die Augen weit auf. „Man gewöhnt den Anblick. Und nun wollen wir weiter.“ Die Häsin öffnete die weißen Lippen, ihr Blick hing wie gebannt an demselben Punkt dort drunten.

Heiß ist's. Der Hase wischte sich den perlenden Schweiß. Dann warf er einen forschenden Blick auf die Häsin, die ihm gequält zulächelte. Sie gingen. Immer mit weit ausholenden Schritten und tief-

geenktem Kopfe und festgeschlossenen Lippen. Rings war es still. Nur hie und da huschte eine Biene vorüber oder ein Käfer lief über den Weg. „Wenn es nur nicht so heiß wäre,“ sagte die Häsin und führte die Zunge rings um die Lippen. „Sieh nur die Felder. Welch üppiges Wachstum. Der Klee und der Kohl! Und alles verderbt.“ „Laß sie verderben“, lachte der Hase mit einem bösen, zornigen Lachen. „Wenn nur der Mensch nicht entkommt!“ Ein wilder Haß verzerrte sein Antlitz. Und als ob sie sich daran entzündete, rief sie in die Stille hinein: „Wenn nur der Mensch nicht entkommt!“ Plötzlich tat der Hase einen wilden Sprung und stürzte zum nächsten Graben. „Was ist es?“ flüsterte die Häsin, die ihm blitschnell gefolgt war. Sie schmiegte sich bebend an ihn. Er rutschte mit an der Leib gezogenen Läufen weiter. „Hier verbirgt uns das Gras,“ sagte er und seine Augen waren ganz fahl. „Was ist es, Lampe?“ Sie umschlang seinen Hals. Ihr Herz hämmerte. „Menschen!“ hauchte er und zog den Kopf so tief ein, daß der Hals verschwand. „Torheit!“ sagte er plötzlich. Er stand mit einem Ruck auf seinen vier Beinen. „Komm,“ sagte er und strich sich den zerzausten Schnurrbart zurecht. Die Häsin sah ihn aus halbgeschlossenen Augen verstört an. „Komm!“ wiederholte er und riß sie empor. Er pfauchte vor Erwartung. „Mir nach!“ Er sprang auf den Pfad, das hohe Gras knickte unter seiner Schwere. „Wieviel sind es? Eins, zwei.“ Er zählte bis sechs. Er blinzelte ein wenig, als er die kommenden Menschen betrachtete und sein Kopf nickte, aber er straffte die Züge und setzte sich anscheinend gleichmütig hin. „Sie sind gar nicht schrecklich,“ flüsterte die Häsin. Sie hatte sich auf die Hinterbeine gestellt und reckte den Kopf. „Niemand wende sich um,“ sagte jetzt eine schöne, volltönende Stimme. „Niemand begehre das Verderben seiner Feinde zu sehen. Der Herr sucht ihn heim, wenn sein Maß voll ist. Aber er züchtigt auch den,

der es mit Augen sehen will, die sich freuen.“

„Sie steigen den Hügel hinan,“ raunte der Hase. Sein Körper war feucht. „Folgen wir ihnen!“ rief die Häsin und erschrak über ihre lauten Worte. Ihre Unterlippe zuckte unaufhörlich, während sie den schnell Dahinschreitenden starr nachsah. „Ja,“ sagte der Hase. Und er begann plötzlich zu lachen. „Es ist zu drollig,“ sagte er und lachte noch stärker. „Was ist drollig?“ fragte die Häsin und streifte ein Stachelkraut von ihrer Blume. „Es ist zu drollig, daß sie davonlaufen müssen. Und mit einer bösen Grimasse fügte er hinzu: „Schade, daß sie entkommen!“ „Welch eine entsetzliche Lust!“ feuchte die Häsin. Sie ging mit schleppender Blume. „Als käme sie aus der Hölle,“ stieß der Hase hervor und rang nach Atem. Einen Augenblick klangen sie schweigend. „Ich sehe fast nichts,“ murmelte die Häsin. „Nur vorwärts. Ich wittere die Spur der Menschen. Vielleicht haben wir das Glück, sie kläglich enden zu sehen.“

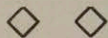
„Wir haben die Höhe erreicht und nun geht es wieder talab. Der Herr sei gepriesen,“ sagte einer der Menschen leise und feierlich. Gleich darauf tönte ein gedämpfter, doch erschütternder Schrei durch die Luft. „Was war das?“ flüsterte die Häsin. Sie ging Körper an Körper mit ihrem Manne. „Vorwärts! Vorwärts! Keiner wende sich um!“ mahnte die schöne volltönende Menschenstimme, die wie Musik klang. „Lampe!“ rief jetzt die Häsin und krampfte sich bebend an ihn. „Lampe, der Mensch rührt sich nicht.“ „Nein, er rührt sich nicht,“ lallte der Hase. Aber gleich fügte er mit harter Stimme hinzu: „Komm, wir wollen sehen. Ganz dicht heran. Mit drei Sägen waren sie oben. „Sieh, der Mensch steht mit rückwärts gewandtem Kopfe,“ flüsterte die Häsin. „Ja, die Augen sehen zurück,“ sagte der Hase gedämpft. Er stand bloß zwei Schritte vor der Gestalt. Sein Haar war gesträubt. „Aber die Augen sind wie Glas,“ sagte die Häsin

und saß schon wieder auf den Hinterbeinen. Sie schien vor Erstaunen alles ringsum zu vergessen. „Und sieh, teure Lampin, die Stirn und die Wangen, der offene Mund, der Hals, ja der ganze Körper, wie seltsam weiß und steinern sie werden.“ Der Hase glockte empor mit großen, verwunderten Augen. Plötzlich, wie auf Verabredung begannen sie beide zu lachen. Sie sahen, wie das dunkle Haupthaar erstarrte, wie die entsehten Züge des weißen Antlitzes zu einem massigen Ganzen verschwammen. Der Hase grunzte vor Vergnügen. Er schüttelte sich vor Lachen. Die Häsin hielt sich die Seiten, während ihr helle Lachtränen über die Wangen rollten. „Eine Säule! Eine Säule!“ Der Hase pfiß es fast. Und in wildem Uebermut stieß er mit aller Kraft gegen die regungslose Gestalt. Die Häsin trat weiter zurück, um besser sehen zu können. Sie hatte den Kopf im Nacken zurückgeworfen und lachte mit übermäßig gespannten Lippen. Die Augen traten ihr fast aus den Höhlen. „Ich kann nicht mehr!“ keuchte der Hase. Er lag platt auf der Erde. Ein Lachkrampf schüttelte ihn. „Lampe, sieh nur die Lichter, die über die Säule zucken!“ gurgelte die Häsin unter glucksendem Lachen. „O weh, mir blutet die Lippe,“ stieß er hervor und grinste noch immer. „Lichter?“ fragte er und stand auf. Die werden von unten herleuchten. Weiß, wir vergaßen ja ganz das Meer und die Hitze, vergaßen . . .“

Er hatte den Kopf gewendet. Sie folgte der Richtung seines Blickes. Eine Sekunde überließ sie ein kalter Schauer.

Dort drunten donnerte Gottes Gericht. Sie starrten mit Augen, die immer größer und größer hervortraten, während die Lider verschwanden. Von der nun gespaltenen Oberlippe tropfte langsam das Blut. „Ach, Lampe, es ist doch eigentlich furchtbar,“ sagte plötzlich die Häsin und versuchte die schmerzenden Augen zu schließen. Es ging nicht. „Ich kann die Augen nicht mehr zubringen,“ sagte sie und es schien, als würde sie kleiner. „Gerechter Himmel, ich auch nicht, was ist das?“ wimmerte der Hase und froh zitternd hinter die Säule. „Die Augen sind vom Schauen vielleicht überanstrengt, ermüdet,“ tröstete die Häsin. Die Zähne klapperten ihr. Sie duckten sich in den Schatten der Säule. Dann saßen sie lange und bargen den Kopf im Gras.

Vom Toten Meer stieg brodelnder Dampf empor. Der Abendwind trug einen Hauch bis an den Hügel, auf dem die Salzsäule stand. „Lampin, schläfst du?“ flüsterte der Hase. „Ach nein. Wie könnte ich auch? Die Augen, die Augen!“ sagte sie klagend und hob ein wenig den Kopf. „Lampe!“ Sie schrie es und schlug sich vor das Gesicht. „Was ist's denn?“ Er zitterte heftig. „Habe auch ich keine Lider?“ fragte sie tonlos und starrte aus leeren Augen. Er sah sie schnell an und schüttelte sich. „Keine Lider!“ flüsterte er und blickte auf die gespaltenen Lippen der Häsin. „Komm' heim,“ sagte er jetzt dumpf und seine Stimme klang wie die eines Greises. Sie gingen. Müde, und doch bei jedem Geräusch angstvoll fliehend, zogen sie weiter. Sie waren für immer gezeichnet.



Die Weide am Bach.

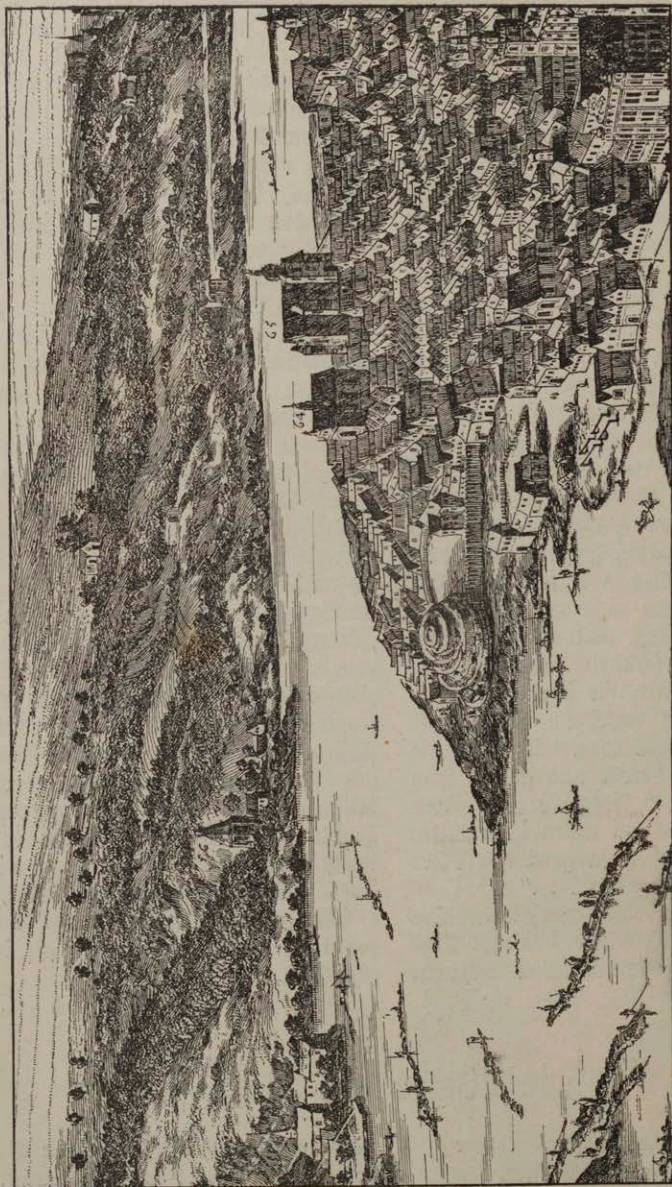
Gleich einem Schimmer stiegs empor
Aus nächtlich trägem Wellenflor,
Und wie 's die Weide zart umfing,
Am Baume eine Harfe hing,
Im Klang ein unsichtbarer Chor:

„Und trübte auch die Nacht den Blick,
Hell leuchtend kehrt der Tag zurück,
Der dir den Weg zum Ziele weist
Und segnend deinem Stamm verheißt,
Ein helles Auferstehungsglück.“

Marek Scherlag, Wien.

Die Judenstadt in Prag mit dem angrenzenden Flußufer.

(Nach dem Prospekt von Alten-Menna aus dem Jahre 1685. Das Original befindet sich im Kgl. Böhm. Museum in Prag.)



Die Moldau fließt vom Weichauer aus nach rechts und macht hier um die Stadt eine Biegung, so daß das Judenviertel einer Halbinsel gleichsieht. In dem Häusergewirr auf dem rechten Moldauufer ragen mehrere große Gebäude hervor. Es sind Kirchen, davon es um die Judenstadt herum mehrere gab. An den Ufern des Flusses waren dazumal viele Salpetergruben. Am linken Ufer ragt die langgestreckte Berglehne, das jetzige Belvedere, in die Höhe. Holzflöße belebten schon damals wie heute den Fluß. Zu den Erzählungen aus der Geschichte der jüdischen Gemeinde, welche wir bringen, wird das Situationsbild der Stadt gute Dienste leisten.

Die drei Brüder.

Erzählt von Ploni Almoni.

Es war einmal ein Vater und eine Mutter, die hatten drei Söhne, liebe Jungen, die ihnen, wo sie nur konnten, in der kleinen Wirtschaft behilflich waren. Und in dem kleinen Handel, den der Vater betrieb, hat der älteste Sohn manches bereits gelernt, auch der jüngere wollte nicht zurückbleiben, der jüngste aber war der fleißigste von allen, er half der Mutter überall, wo er nur konnte. Der Wohnort der Familie war ein Bergisdorf, weit abgelegen von jedem Verkehre. Ueberall, wo man nur hinsah, Berge und Wälder, bis auf die wenigen Felder und Wiesen, die um das kleine Dörfchen herum gelagert waren.

Die Burschen wuchsen heran und bald regte sich besonders in den zwei älteren der Wunsch, die weite Welt kennen zu lernen, von der sie viel Merkwürdiges erzählen hörten. Sie beschloßen also eines Tages, das Elternhaus zu verlassen, vorher jedoch sollte der jüngste Bruder von ihrem Vorhaben erfahren und sie weihten ihn in ihre Pläne ein. Anfangs versuchte sie dieser auf andere Gedanken zu bringen, als aber seine gutgemeinten Worte nichts fruchteten, wollte er mitgehen, denn auch er sehnte sich darnach, die Welt zu sehen und kennen zu lernen. Er bestand jedoch darauf, daß die Reise nur mit Wissen und mit der Einwilligung der Eltern angetreten werden dürfe.

Als nun die Eltern von dem Vorhaben ihrer Söhne erfuhren, da befiel sie eine tiefe Traurigkeit. Beide hatten gehofft, ihre Kinder immer um sich zu haben; auf eine Trennung hatten sie nie und nimmer gedacht. Da sie nun sahen, daß ihr Widerspruch nichts half, gaben sie schließlich nach und ließen ihre drei Söhne in die Fremde ziehen. Sie begleiteten sie eine Strecke weit hinters Dorf. Und nachdem sie ihnen den elterlichen Segen erteilt hatten, kehrten sie traurig heim.

Die drei jungen Burschen aber schritten wohlgemut der unbekannten Zukunft entgegen, nur der Jüngste sah öfters zurück und blickte den sich immer mehr entfernenden Eltern mit tränenden Augen nach, worüber er von seinen beiden Brüdern bespöttelt wurde. Es hätte wenig gefehlt und er hätte Kehrt gemacht und wäre wieder ins Heimdorf gelaufen, doch die Furcht, ausgelacht zu werden, hielt ihn zurück und so trabte er mit den Brüdern den Waldweg weiter vorwärts. Unter fröhlichen Gesprächen, die sich um ihre Zukunft drehten, gelangten sie auf eine Lichtung, wo der bisherige Weg in drei verschiedenen Richtungen abzweigte. Hier standen drei Bäume. Eine mächtige Linde in der Mitte, eine Eiche an der einen und auf der anderen Seite ein knorriger Zwetschenbaum.

„Hier wollen wir rasten“, sagte der älteste der Brüder, Ruben. „Du hast recht. Wir werden hier die erste Mahlzeit in der Fremde einnehmen“, sprach der Jüngere, der Simon hieß und zog dabei ein Stück Brod mit Käse aus seinem Rucksack heraus. Der Jüngste legte sich aber unter den Zwetschenbaum und schwieg, aß auch nicht wie die anderen zwei, er dachte vielmehr an die Eltern, die jetzt daheim allein und verlassen den häuslichen Arbeiten nachgingen. Er sah die Mutter vor sich, wie sie sich immer die Thränen aus den Augen wischen mußte, um nach dem Herd zu sehen und den Vater, den konnte er sich so verlassen gar nicht ausdenken. Zählings sprang Ruben auf und sagte: „Ich schlage vor, daß wir uns hier trennen. Jeder wähle seinen eigenen Weg und versuche allein durch die Welt zu kommen“. Der Vorschlag Rubens wurde zur Ausführung angenommen und jeder schlug eine andere Richtung ein; Ruben gerade aus, Simon rechts und Benjamin, der Jüngste, wandte sich dem linken Wege zu. Doch bevor sie von einander schieden, gaben

sich die drei das heilige Versprechen, von heute in fünf Jahren wieder hier zusammenzutreffen und gemeinsam die Eltern zu besuchen. Und schon befand sich jeder auf dem Wege in die Welt hinein. Noch sahen sie einander, doch in den nächsten Minuten verschwanden sie im Walde und die Lichtung war wieder menschenleer wie zuvor. Nichts verriet, daß hier vor Kurzem Menschen gewohnt haben.

Was sind fünf Jahre! Die verstreichen bald. Die drei Bäume an der Wegescheide haben fünfmal geblüht, Früchte angelegt und die welken Blätter abgeworfen. Und es kam der Tag zum fünftenmale wieder, wo hier die drei Brüder von einander schieden. Der Morgen graute, kaum noch bedeckten die Herbstnebel die umliegenden Wälder, als von links eine kräftige Jünglingsgestalt der Baumgruppe sich näherte. Es war Benjamin, sein gebräuntes Gesicht, die sehnigen Arme und die schwieligen Hände verrieten, daß er seinen Weg durch Arbeit gefunden hatte. Am Ziele angelangt, blickte er ungeduldig in die Richtung, von wo die anderen kommen sollten. Und die Sonne warf schon kurze Schatten, als Simon von links auf ihn zukam. Er mußte es auch sein, der sein gekleidete Mann, ganz nach Art der Städter kam er herangeschlendert und kurz darauf wurde auch Ruben sichtbar. Doch dieser hatte sich vollkommen geändert. Schwarz wie er gekleidet war und ein Augenglas, das er sich zugelegt hatte, so machte er den Eindruck eines Studenten.

Sie begrüßten einander herzlich und erzählten kurz ihr Schicksal. Benjamin ist nach langer Wanderung auf ein Landgut gestoßen, dort hat er um Dienst angeheiratet und östlich daselbst. Er erwarb sich die Zufriedenheit seines Herrn, eines biedern Gutsbesizers, ward sein Vertrauter und wurde dessen rechte Hand. Man behandelte ihn wie ein Kind des Hauses.

Ruben wanderte lange, sehr lange, er kam in eine Stadt, keiner kümmerte sich um den Knaben aus dem Walde, bis er

müde und hungrig an einer Straßenecke zusammenbrach. Nun aber wurde er in ein Asyl eingeliefert, von wo ihn ein Kaufherr, der zum Vorstande des Wohlfahrtsinstitutes gehörte, als Lehrling in sein Geschäft aufnahm. Ruben war fleißig und tüchtig, er machte gute Fortschritte und erwarb sich seiner Eigenschaften wegen bald eine gute Stellung in dem großen Handelshause. Er wußte was er wert war und darauf hielt er, auf sein Neuzeres. Er repräsentierte.

„Ganz anders hat sich mein Schicksal gestaltet“, begann nun Simon zu erzählen. „Ich ging meines Weges, lange, lange, bis ich auf eine gebahnte Straße gelangte, die sich entlang eines Flusses hinzog. Es dunkelte bereits, als ich rechts auf einem Hügel ein prächtiges Schloß erblickte, dahin lenkte ich meine Schritte. Es wurde Nacht, bevor ich in dessen Nähe kam. Da hörte ich Stimmen, und Kinder, die etwas zu suchen schienen, kamen mir vom Schlosse entgegen. „Hast du keine Handtasche gefunden?“ Diese Frage tönte mir aus vier Kinderkehlen gleichzeitig entgegen. Da stieß mein Fuß auf einen Gegenstand, ich hob ihn auf und siehe, es war eine Handtasche, wie sie kleine Mädchen am Arme tragen und hier ist sie! rief ich in das Stimmengewirr hinein.“

Eine maßlose Freude aller vier Kinder war das Ergebnis meines Fundes. Es waren zwei Mädchen und zwei Knaben. Fragen und Antworten folgten rasch auf einander und am Abend saß ich inmitten der Kindersehaar auf dem Schlosse. Acht Tage später reiste ich mit dem ältesten Sohne Rudolf in die Stadt und besuchte mit ihm die Schule. Ich lernte, lernte mehr und besser und gründlicher als mein Kamerad, ich überholte ihn und viele seiner Altersgenossen, bestand die vorige Woche das Hochschulexamen und werde nun auf Kosten meines Gönners die Universitätsstudien durchmachen.“

„Und nun Kinder, laßt uns zu den Eltern gehen, die werden von uns Freude

haben", sagte Benjamin, „dort kommt mein Wagen, dem ich vorausgegangen bin, um Euch hier nicht lange warten zu lassen, ich bringe, damit Ihr es wißt, einige Kleinigkeiten den Eltern mit und mein Dienstgeber litt es nicht anders, als daß ich mir hiezu einen Wagen nehme.“ Die beiden andern blickten sich an, sie hatten daran wahrhaftig nicht gedacht, auch der Eltern hatten sie sich während ihres Fernseins nicht allzuoft erinnert und das empfanden sie jetzt nicht ohne Bedauern. Der Weg bis ins Heimatdorf war bald zurückgelegt und schon standen sie hart an der väterlichen Schwelle, von wo ihnen die Eltern freudestrahlend entgegeneilten, denn sie erkannten ihre drei Söhne trotz ihres veränderten Aussehens auf den ersten Blick. Da gabs ein fröhliches Wiedersehen, das nicht zu schildern ist. Und als Benjamin seine Geschenke ausstramte, der Mutter auf Kleider und verschiedene Hausgeräte, die sie gut brauchen konnte, dem Vater eine Menge Kleinigkeiten, die seiner Bequemlichkeit dienen sollten, das eine ein Geschenk des Dienstherrn, jenes von der Hausfrau und dieses sogar von Anna, der Haustochter, und die Grüße, die er ihnen übermittelte von den Gebern, und als er berichtete, wie oft er von seinen guten Eltern erzähle und wie man ihm schließlich ans Herz gelegt hat, die Mutter oder den Vater mitzuführen, da erst hatte die Freude keine

Grenzen, weil die beiden Alten die heiße Liebe ihres Jüngsten aus seinen Worten herausfühlten.

Ruben und Simon schwiegen, sie hatten Aehnliches nicht zu berichten, denn sie ließen ihr Heimatdorf und seine Bewohner tief in der Brust ruhen, sie sprachen von ihnen während ihres Aufenthaltes in der Fremde nicht. . . .

Nach wenigen Tagen des Beisammenseins rüstete man wieder zum Aufbruch. Trauriger als das erstemal war der Abschied. Die Eltern sind älter und gebrechlicher geworden, wer weiß, ob es ein Wiedersehen je geben wird, sagten sie sich, allein geschieden mußte werden. Und wieder gaben die Eltern ihren Kindern das Geleite weit hinaus, bis tief in den Wald hinein.

Und stumm, nicht wie einst in lebhaftem Gespräch, gingen die Brüder den gemeinsamen Weg. Und als sie an den Punkt gelangten, wo sich ihre Wege trennten, da gaben sie sich das Versprechen, in weiteren fünf Jahren wieder hier an einem bestimmten Tage zusammenzutreffen und den Besuch bei den Eltern zu wiederholen. Sie wünschten sich gegenseitig viel Glück und schieden von einander. Jeder eilte seinem Lebenslaufe nach, den er sich in der Welt ausersehen hat. Jeder mit dem festen Vorsatz, es auf diesem Wege weit, recht weit zu bringen.



Serien.

Erzählung von Josef Hart.

(Fortsetzung.)

Immer unwirtlicher wird der enge Pfad. Unter den tastenden Füßen bröckelt immer wieder das lockere Gestein oder öffnet sich plötzlich ein gährender Spalt.

Bob ist lange nicht mehr so siegesicher wie anfangs; um die Welt würde er das aber nicht eingestehen und während seine Augen unruhig den Abstand zwischen sich und dem grauen Berg-

gipfel messen, pfeift er herausfordernd eine übermüthige Melodie. Plötzlich aber bleibt er zurückschaudernd stehen. Knapp vor ihm klopft ein schwarzer Riß, ein unsicherer Schritt nur und er wäre hineingestürzt.

„Achtung, hier!“ ruft er im Weitergehen seinem Gefährten zu, der blaß und entschlossen hinter ihm herkeucht.

Aber was ist das . . . ! Hat ihn

Franzl nicht gehört? Hat der Wind seinen Ruf verweht . . . ?

Ein kurzer, gellender Aufschrei, der Bob das Blut in den Adern erstarren läßt! Entsetzt, das Schlimmste ahnend, wendet er sich um . . . Franzl ist nirgends zu sehen. Von der Stelle aber, wo sich vorhin die Kluft öffnete, tönt das Geräusch von losgelösten, kollernden Steinen.

Bob weiß nicht, was mit ihm geschieht. Er kniet am Rande der schwarzen Schlucht und sucht vergebens, das Dunkel zu durchdringen. Sein von der Sonne geblendeter Blick kann nichts unterscheiden.

„Franzl,“ ruft er außer sich, „Sternfranzl!“ aber nur das donnerähnliche Grollen des rollenden Gesteines, das noch immer nicht zur Ruhe gekommen ist, antwortet ihm.

In Bobs Schläfen hämmert das Blut. „Allmächtiger Gott, strafe mich nicht für meinen Leichtsin, vergib mir um Franzls willen und laß ihn nicht sterben,“ so betet er laut mit versagender Stimme und bohrt die heißen Augen in die Tiefe. Da, ist das dort unten nicht eine Art verkümmertes Gestrüpp? . . . Und hängt nicht . . . hängt nicht daran . . . etwas lichter . . . leuchtendes . . . wie Franzls Rock?

„Franzl, mein lieber Franzl, sag nur ein einziges Wort!“ bittet er angstvoll . . . und sein fieberhaft lauschendes Ohr vermeint aus jener Richtung ein leises Stöhnen zu vernehmen.

„Ich komm' schon! Ich komm' schon!“ Wie ein Erlösungsschrei ringt es sich von Bobs Lippen und auf die eigene Lebensgefahr vergessend beginnt er auf Händen und Füßen den Abstieg in die felsige Schlucht.

V. Bobs Flucht.

In den Gutshof fuhr langsam ein Bauernwägelchen ein. Der vorgespannte magere Gaul setzte vorsichtig Schritt vor Schritt, als wüßte er, wie weh seinem Insaßen jede Bewegung tun müsse.

Neugierig folgten die Stallburtschen

dem fremden Gefährt. Vor dem Herrenhause hielt der alte Bauer und sprang vom Bock. Und drin im Wagen . . . wahrhaftig, das war der junge Stadtherr, aber wie sah der aus, leichenblaß und die Kleider zerfetzt . . . Und jetzt hoben er und der Bauer vorsichtig eine liegende Gestalt heraus . . . Der eine der beiden Stallburtschen lief entsetzt davon, der andere, klügere, öffnete ohne zu fragen die Haustür vor den beiden und ihrer Last. Dann ging er, um die Gutsfrau zu benachrichtigen.

In einem Zimmer zu ebener Erde hatte Bob den Freund gebettet. Dann drückte er dem Alten die Hand. „Ich kann Ihnen nur danken für Ihre Hilfe, Franzls Vater wird Ihnen . . .“

Der Alte machte eine abwehrende Bewegung. „Hab's gern getan,“ brummte er und ging. Sein magerer Gaul bekam einen wohlgemeinten Peitschenschlag und das Wägelchen rollte eilig zum Tore hinaus.

Was nun . . . Bob saß an Franzls Bett und wusch seine Schläfen. Jeden Augenblick mußte der Arzt kommen, um den er unterwegs geschickt hat. Er konnte seine Ankunft nicht erwarten . . . Plötzlich aber sprang er mit fliegendem Atem empor . . . Franzls Eltern. Er hörte erregte Stimmen und hastige Schritte, die sich näherten. Der unerfrochene Bob wurde feige und furchtsam; still schlich er zur andern Tür aus dem Zimmer hinaus. Aber der Jammerruf der weinenden Mutter, die sich über die Gestalt des Sohnes warf, gelte ihm noch lange in den Ohren.

Aus dem Turmzimmerchen, wohin er sich verkrochen hat, hörte er die Hupe eines Automobils. Der Arzt war da.

Bob kauerte an der massiven Eichen- tür und suchte ein Wort aus des Doktors Mund zu erhaschen. Aber jeder Ton geht unter in dem Plätschern des Wassers und dem Klirren der Instrumente, in dem Geräusch der auf- und abgehenden Schritte . . . Es muß schlimm stehen,

weil die Untersuchung so lange dauert . . . Bob richtet den schmerzenden Rücken auf, als die Tür in den Flur hinter

dem Arzt ins Schloß gefallen ist . . . Er würde so gern fragen, aber die Schen drückt ihm die Lippen zu. (Fortf. folgt.)

◇ ◇ Guck in die Welt

Bericht Dr. Fajtlovitsch's über seine Abessinienreise. *) Oberrabbiner Dr. S. H. Margulies (Florenz), hat dieser Tage einen Brief von Dr. Fajtlovitsch erhalten, der überaus interessante Einzelheiten über Sitten, Gebräuche und Hoffnungen der Falaschas enthält.

„ . . . Seit meiner Ankunft in diesem Dorfe“ — schreibt Herr Dr. F. — „ist Atseghie der Versammlungspunkt aller Falaschas der Umgebung geworden. Alle überhäufen mich mit ihren Fragen über Jerusalem und ihre fernen Brüder. Sie bitten mich, ihnen Aufklärungen über die Leiden Israels zu geben und wollen die Zeit ihrer Befreiung wissen. Sie bitten mich, ihnen den Ort anzugeben, wo sich der Messias verborgen hält, und wollen den genauen Tag wissen, an dem der Messias in Aethiopien erscheinen wird, um sie in ihr Vaterland, Palästina, zu führen. „Ist schon der Tag unserer Rückkehr dorthin angekommen?“ so fragen sie mich alle in einem Atem und erklären, zum Auszug, den sie ganz nahe spüren, bereit zu sein. Sie erwarten diese Zeit ungeduldig und sinnen schon jetzt über die Meeresüberfahrt nach. „Wie werden wir das Meer überschreiten können, ohne das heilige Sabbatgesetz zu verletzen?“ werde ich von allen Seiten gefragt. Ich gebe mir alle Mühe, um sie von diesem Strupel zu befreien und versichere sie, daß die Ueberfahrt auf großen Schiffen, die sich automatisch bewegen, geschehen wird. Allein dies überzeugt sie wenig, und viele von ihnen wünschen, daß die Schiffe am Sabbat stehen bleiben. Andere wieder erklären, nach Palästina zu Fuß gehen zu wollen, möchten aber

wissen, ob der Herr sie durch das trockene Meer führen wird wie zur Zeit des Auszuges Israels aus Aegypten.

Der Messias, ein Abkömmling Davids, wird nach ihnen auf einer Insel geboren werden, die im Meere Azaf eine Stunde Weges von Jerusalem liegt. Er wird die Dynastie seiner Vorfahren wieder einsetzen, sowie das Königreich Israel und aus seiner Hauptstadt, der heiligen Stadt, wird er als Sieger durch alle Länder schreiten und sie unterjochen. Er wird ein Reich der Gerechtigkeit und der Seligkeit gründen, und sein Szepter wird ein Symbol der Geradheit und des Friedens sein. In seinen Tagen werden sich alle Prophezeiungen der Seher bewahrheiten; nicht durch Gewalttat, sondern durch Liebe und Sanftmut wird er die Völker führen, die in ihm den Befreier und Retter der Menschheit erkennen werden.

Diese Messiasfragen bilden ihr hauptsächlichstes und bevorzugtes Gespräch mit mir. Wenn sie mich jetzt nicht mehr für den Messias selbst halten, so halten sie mich doch für seinen Vorboten, der nach Abessinien gekommen ist, um sie vorzubereiten, ihn selbst zu empfangen, und beschwören mich, seine Ankunft zu beeilen. Der unter den Falaschas gebräuchlichste Name für den Messias lautet Temodoros (Theodor). Es ist möglich, daß die alten ägyptischen Juden so den künftigen Befreier Israels benannt hatten, vielleicht weist das auf den Namen des Vaters der Makkabäer Mattatias, den die griechische Uebersetzung Teodoros nennt. Sie nennen ihn außerdem noch „der Gesalbte Israels, der große König, der Auserwählte Gottes, der Herrscher der Nationen“.

*) Die Falaschas in Abessinien sind Abkömmlinge der bis hieher verschlagenen Juden, die ihren Aufenthalt in diesem Lande auf die Zeit des König Salomo zurückdatieren.

Eine andere Frage, die die Falaschas leidenschaftlich beschäftigt, ist das Alter und die Dauer der Welt. Dr. F. schildert ausführlich ihre sehr naiven Meinungen und die unangenehme Lage, in die er durch ihre seltsamen Frage versetzt wird. Er schildert dann, wie er in Gondar den Besuch einiger zum Christentum bekehrter Falaschas erhielt, die sich noch immer um das Los ihrer Brüder kümmern und ihre Hoffnungen in die Zukunft Israels ebenfalls teilen.

Er fährt dann fort: „In Gondar selbst gibt es keine jüdische Falaschas, denn diese wohnen in den umliegenden Dörfern wie Voleka, Quedusch-Tohannes und Thebba. Diejenigen unter ihnen, die in der Stadt beschäftigt sind, arbeiten da tagsüber, und abends kehren sie in ihr Dorf zurück. Auch als Gondar die Hauptstadt des Reiches war, wohnten die Falaschas, die damals in diesen Gegenden zahlreich waren, nicht in der Stadt, sondern in den oben genannten Ortschaften sowie in Defitscha, Aba-Antonyos, Aba Samuel, Avura und Azezo. Noch heute heißt das westliche Tal Raila Miedä (Falascha-Tal) — Raila ist gleichbedeutend mit Falascha, — wo sich nach der Tradition das Lager der Falaschasoldaten befand, als Gondar die Residenz der Kaiser war. Durch dieses Tal fließt der Fluß Daba, und da konnten sie ihre Waschungen am Abend vornehmen, bevor sie sich in ihre Zelte begaben. Die Nacht in Gondar verbringen, hieß für sie den darauffolgenden Tag fasten.

Die Falaschas wohnen im allgemeinen in Dörfern, die fast ausschließlich von ihnen besetzt sind. Wenn sie sich in Ortschaften niederlassen, die auch von Nicht-Juden bewohnt sind, trennen sie ihre Häuser von denjenigen ihrer Nachbarn durch einen Zaun. Sie verbieten den Eintritt in ihre Häuser allen Andersgläubigen und selbst ihren Glaubensgenossen, die in unreinem Zustande sind. Wenn durch Zufall einer von diesen eingetreten ist, so wird das Innere des Hauses gewaschen und gereinigt. Jede

Familie hat drei oder vier Hütten, von denen eine ausschließlich dem Empfang von Fremden dient. Die strenge Beobachtung der Reinlichkeitsgesetze bedingt die soziale Absonderung der Falaschas von ihren Mitbürgern; sie bilden so besondere Dörfer, freiwillige Ghetti. Andererseits muß anerkannt werden, daß dank diesen Gesetzen die Falaschas physisch und moralisch den edlern und gesündesten Teil der Bevölkerung Abessinien bilden.

Je mehr ich Abessinien und den Charakter seiner Bevölkerung studiere, desto mehr lerne ich diese unsere Glaubensgenossen schätzen, da ich immer mehr wahrnehme, daß sie den wahren Adel dieses Landes bilden und bestimmt sind, in einer nicht fernen Zukunft die Pioniere und Förderer der Zivilisation zu sein. Ihre Erhöhung wird ein großes humanitäres Werk sein, und es wird dem Judentum große Ehre machen.

In diesen letzten Tagen habe ich lange mit verschiedenen Falaschahäuptlingen der umliegenden Gemeinden über die Gründung der Schule, die wir für sie beabsichtigen, konferiert. Für den Anfang und um schnell gute Resultate zu erzielen, bitten sie mich, die Schule in Dembea zu gründen, und schlagen für diesen Zweck einige Dörfer in der Nähe von Gondar, die ihr Eigentum sind, vor, und versichern mich, hier keine Belästigungen von irgend einer Seite zu haben. Natürlich kann ich ihre Vorschläge nicht im Detail diskutieren, bevor ich nicht darüber mit dem Ras Walda Ghiorgis gesprochen habe, billige aber vollständig ihre Idee, eine kleine Schule in Dembea zu eröffnen, und bin überzeugt, daß, wenn es auch nur ein kleiner Hecker unter Leitung von Ghetie wäre, würde es von großem Nutzen für die Entwicklung unseres Schulwerkes in Eritrea sein.“

Dies der Inhalt des interessanten Briefes. Hoffentlich gelingt es dem unermüdblichen Dr. Jaitlovitch, auch das Geld, das für ein solches großangelegtes Werk nötig ist, zusammenzubringen.

Ben-David.



du wirst herrschen	תִּמְשָׁל	Mund	פֶּה
Herde	עֵדֶר	Abend	עָרֵב
Blut	דָּם	krank	חָלָה
Böses	רָעָה	darum	לָכֵן
		bis	עַד

תִּמְשָׁל בָּאָרֶץ הַזֹּאת. תִּזְכֹּר אֶת דְּבָרֵי אֲבִינוּ. לֹא תִפְתָּח
אֶת פִּיךָ לְרָעָה. מָתִי תִלְבֹּשׁ אֶת הַבְּגָד הַזֶּה? תִּקְצֹף עַל בְּנֵי.
אֶת מִי תִשְׁלַח? לָכֵן תִּשְׁבֶּת מָחָר. לֹא אֲשַׁפּוֹךְ דָּם. אֲנֹכִי
לִקְחָתִי אֶת הַסֵּפֶר הַרְבִּיעִי, וְהוּא יִבְחַר אֶת סֵפֶר הַחֲמִישִׁי.

Die **Uebersetzung** der hebräischen Aufgabe aus Nr. 18 lautet:

Wir pflanzen Kraut zwischen den Bäumen des Gartens. Ihr höret (auf) die Stimme des Armen. Sie geben die goldenen Geräte dem König. Wer bildet das Licht und erschafft die Finsternis? Dieses Kind schreit den ganzen Tag. Wer kennt das Herz des Menschen? Woher seid Ihr? Wer sitzt (wohnt) von außen (außerhalb) der Stadt?

Rätselaufösungen:

Bilderrätsel: ראש חדש, הברלה.

Zahlenrätsel: Trieste. Isar. Stettin. China. Gessen. Rhein. Istrien. Tischri.

„Nebo“. — דָּגָל, דָּגָל

Rätsel.

Bilderrätsel:



Eine rätselhafte Inschrift.

Anleitung zur Entzifferung derselben.
Die Punkte sollen durch Kleinlaute
ersetzt werden! Jeden dieser Laute
findest du in den unten dargestellten
Gegenständen.

A. Feder.

Mit **B** es Kinder lieben,
Mit **S**ch schützt es vor Hieben,
Mit **W** läuft es im Wald umher,
Dies zu erraten, ist nicht schwer.

M. St.—r.

Silbenrätsel.

a, a, a, be, dach, el, ge, gel, han, ho, ja, lert, mut, nat, ne, ob, org, phet, pel,
ri, se, u, wis.

Aus obigen Silben sind Wörter folgender Bedeutung zu bilden:

1. Sohn Noahs. 2. General König Davids. 3. Stadt in Italien. 4. Deutscher
Dichter. 5. Männlicher Name. 6. Fluß. 7. Metall. 8. Herberge. 9. Prophet. 10. Prophet.

Die Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten gelesen, ergeben ein
bekanntes Sprichwort.

Sanok, Galizien.

Adalbert Schönbach.

Das Kind B ist zweimal so alt wie das Kind A; das Kind C ist so alt wie
A und B; die Mutter ist zweimal so alt wie alle 3 Kinder zusammen; der Vater
ist um ein Drittel älter als die Mutter, und um solche zwei Drittel jünger als
der Großvater. Wie alt ist jedes der drei Kinder, die Mutter, der Vater und der
Großvater?

Hans und Rosa Vertisch.

Gustav und Hedwig Rakfa beehren sich mitzuteilen, daß die Konfirmation
בר מצוה ihres Sohnes Ernst am Donnerstag, den 23. Oktober d. J. um
9 Uhr vormittags in der Poritscher Synagoge, Petersgasse 8, stattfinden wird.